

btb

Buch

Juli Zeh fährt im Sommer 2001 nach Bosnien: allein, nur mit ihrem Hund als Begleitung. Sie reist durch ein zerstörtes Land, einen Kriegsschauplatz, bis heute durch zahllose Minenfelder das gefährlichste Terrain Europas. Entstanden ist eine eindringliche Reiseschilderung, geschrieben von einer Autorin, die zeigt, »dass die Darstellung der Wahrheit immer noch eine lohnende Sache sein kann« (Peter Henning, *Die Weltwoche*).

Aufgebrochen ist die Autorin, um nachzusehen, »ob Bosnien-Herzogowina ein Ort ist, an den man fahren kann. Oder ob er zusammen mit der Kriegsberichterstattung vom Erdboden verschwand«. Von den mitgebrachten Rätseln – Wo wachsen die Melonen? Wer hasst wen und wie sehr? – hat sie am Ende der Reise keine gelöst. Trotzdem haben Land und Landschaften, die Geschichte und Geschichten der Menschen eine Menge Antworten gegeben, die von Juli Zeh mit leichter Hand und scheinbar beiläufig festgehalten werden.

Juli Zeh startet nicht einen weiteren Versuch, die Wahrheit über den ersten Krieg in Europa seit 1945 herauszufinden. Sie versucht nicht, Gut und Böse auseinander zu halten oder Unverständliches verständlich zu machen. Vielmehr erzählt sie die spannende und oft witzige Geschichte einer ungewöhnlichen Reise durch ein Land, in dem die Stille selbst eine Stimme hat.

Autorin

Juli Zeh, geboren 1974 in Bonn, Jurastudium in Passau und Leipzig, Studium am Deutschen Literaturinstitut Leipzig, Studium des Eruparechts und Völkerrechts. Längere Aufenthalte in New York und Krakau. 2001 erschien ihr auch international viel beachteter Debütroman »Adler und Engel«. 2002 Rauriser Literaturpreis, Bremer Literaturpreis/Förderpreis, Deutscher Bücherpreis. Die Autorin lebt in Leipzig.

www.juli-zeh.de

www.stille-ist-geraeusch.de

Juli Zeh bei btb

Adler und Engel. Roman (72926)

Juli Zeh

Die Stille ist ein Geräusch

Eine Fahrt
durch Bosnien

btb

Dla W.,
z którym chciałabym podróżować
przez całe życie.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2003

Copyright © Schöffling und Co. Verlagsbuchhandlung GmbH,
Frankfurt am Main 2002

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Photonica/Johner

KR · Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-73104-6

www.btb-verlag.de

*Reisen ist, wenn man Dinge erlebt, an die man sich
ein Lebtage zu erinnern glaubt
und die man, kaum zu Hause, sofort wieder vergisst.*

Inhalt

Pascal hat mal gesagt	9
Wer die Hölle überleben will	12
The Catcher in the Rye	18
Stadt der Eierschalen	27
Im Taxi nach Mostar	35
Jednokrevetna	43
Sa – ra – je – vo	54
Zwillingspflaumen	62
Heute reise ich ab	74
Die Belagerung von Sarajevo	86
Süß und stark und ohne Milch	97
If you see him	113
Fojnicatours	123
Wer A sagt	138
Jar Jar Binks	151
Operation Hedgehog	163
Tag des Römers	176
Girlscout	184
Goldfisch Sally	200
Panik	213
Tuzla, I was not here	224
Den kenne ich	238
Das letzte Negerlein	252
Die Stille im eigenen Kopf	262

Pascal hat mal gesagt

Der Hund guckt von draußen durch die Glastür, die Nase dicht an der Scheibe. Wenn er Daumen hätte, würde er sie drücken. Dafür, dass es jemandem hier gelingt, mir die Idee auszureden.

Die Frau im Reisebüro teilt seine Auffassung. »Was wollen Sie dort? Da ist doch Krieg!«

Gewesen. Ich verzichte auf Richtigstellung und starre auf die Landkarte vor mir, die ich nur zu sehen bekomme, weil ich »Recherche« statt »Tourismus« sage. Einige nicht sehr große Länder liegen unordentlich nebeneinander, ein paar Namen von Städten und Flüssen kenne ich aus den Zwanzig-Uhr-Nachrichten. Im Herzen der Finsternis liegt ein weißer Fleck, in dem geschrieben steht: »Dieses Land eignet sich nicht für touristische Reisen«. Das ist Bosnien-Herzegovina.

Pascal hat mal gesagt, alles Unheil auf der Welt komme daher, dass der Mensch nicht ruhig zu Hause auf seinem Hintern sitzen kann.

Der Hund guckt noch immer so. Ich beschliesse, ihm wegen Illoyalität das Abendessen zu kürzen.

Sixt glaubt selbst nicht, was ein Monat Autofahren in Bosnien kostet. »Moment, das muss ein Fehler sein.« Beschämt nennt er die Summe: Dreitausendfünfhundert. Nämlich us-Dollar. Dafür, wende ich ein, könne ich mir das ganze Land kaufen

und zuschicken lassen. Er stimmt zu. Wir trennen uns in gegenseitigem Einvernehmen.

Nach mehrtägigem Telefongespräch mit kurzen Unterbrechungen für Nahrungsaufnahme und Nachtschlaf vermittelt der ADAC mir einen Wagen, dessen Mietpreis nicht das Bruttosozialprodukt meines Reiselandes übersteigt. Ich hatte ohnehin vor, bei der nächsten Bundestagswahl für den ADAC zu stimmen.

Im Buchladen finde ich einen Touristenführer aus den achtziger Jahren mit lustigen Bildern von Dingen, die höchstwahrscheinlich nicht mehr existieren, fünf Tonnen Kriegsberichterstattung und drei Bücher über das historische Bosnien im Mittelalter.

Es gibt eben Dinge im Leben, auf die man sich nicht vorbereiten kann. Um etwas Sinnvolles zu tun, kaufe ich Stiefel, einen Schweizer Armeerrucksack und ein Fahrtenmesser im Army-Shop. Den Hund lasse ich beim Friseur von seinem Pelz befreien und besorge ihm ein neues, leuchtend blaues Geschirr. So sieht er aus wie ein Fisch mit Hosenträgern und wird von Tschetniks nicht für einen Streuner gehalten und nicht versehentlich erschossen werden.

Meine Mutter sagt am Telephon, Griechenland sei schön und auch weit im Südosten.

Der vorwurfsvolle Blick des Hundes wird intensiver, als ich anfangs, den Rucksack zu packen. Er verlangt eine Erklärung. Ich versuche es: Nach zwei Wochen vergeblicher Reisevorbereitung bin ich urlaubsreif. Wir müssen endlich mal wegfahren. Wie wär's mit Bosnien?

Das weist er als Zirkelschluss zurück. Ich gebe auf und unterbreche das Packen, zumal ich nicht weiß, was ich mitnehmen soll. Im Badezimmer schneide ich den Pony meiner Topffrisur extra kurz, auf Vorrat. Als ob man sich dort die Haare nicht schneiden könnte. Der Hund sitzt auf der Schwelle und fixiert mich. Ich versuche es noch einmal.

»Vor etwa acht Jahren, als du noch klein warst, fragte mein Bruder einmal, wo die Städte Moslemenklavebihać und Belagertessarajevo liegen.«

Der Hund versteht nicht.

»Ich will sehen, ob Bosnien-Herzegowina ein Ort ist, an den man fahren kann, oder ob es zusammen mit der Kriegsberichterstattung vom Erdboden verschwunden ist.«

Der Hund hört nicht zu. Er nimmt zur Kenntnis, dass sein Futter obenauf geschnallt wird. Zum Schlafen legt er sich nicht wie üblich neben das Bett, sondern im Flur an die geschlossene Wohnungstür.

Wer die Hölle überleben will

Was da am Bahnhof von Maribor auf dem Nebengleis steht, ist kein Ausstellungsstück, sondern ein Nahverkehrszug, aus verschiedenen alten Waggons zusammengestückt, einer davon ganz aus Holz wie ein Schuppen auf Rädern. Mein Zug spricht wienerisch und ist so gut klimatisiert, dass die Hitze draußen an Glaubwürdigkeit verliert. Der nackte Hund, von den Hosenträgern schlecht gewärmt, zittert auf meinen Füßen. Ich hole ihn neben mich auf die Sitzbank, immerhin hat er bezahlt. So lässt es sich aushalten. Ich könnte fünf Wochen lang zwischen Wien und Zagreb hin und her fahren und entspannt den eigenen Gedanken lauschen, wie sie unablässig die Umgebung kommentieren.

Falls es nicht nur an den schmutzigen Fensterscheiben liegt, sind die Farben draußen blass und das Licht trüb wie in der Sahara. Vor der Hitze fürchte ich mich am meisten. Außer vor Landminen, Serben, Nächten im Freien, unbekanntem Krankheiten, Diebstahl der Dokumente, Tod und Teufel.

Kaum dass die Zugtüren offen sind, beginnt der Hund zu hecheln. Auf dem Bahnsteig wird mir übel, ich setze den Rucksack ab und mich darauf. Es lag nicht an den schmutzigen Fensterscheiben.

Wer die Hölle überleben will, muss ihre Temperatur annehmen. Das versuche ich gerade, als ein Ehepaar mich anspricht. Ich erkläre auf Polnisch, dass der Hund nicht von Natur aus

nackt ist, mit buschigem Kopf, Schwanz und Beinen. Sie verstehen, nicken und lächeln mir jedenfalls zu. Kontaktaufnahme mit den Eingeborenen gelungen, auch wenn es erst mal Kroaten sind. Ob ich allein unterwegs bin? Aber klar doch.

Zagreb empfängt mich mit so weit ausgebreiteten Armen, dass mir schwindelt, während ich mich hineinfallen lasse. Die Stadt kann gucken, als hätte sie einen schon immer vermisst.

Unter den Platanen mit vielfarbig abblätternder Rinde sitzen Liebespaare, junge und alte, und passen vollkommen dorthin, als würden sie von der Stadtverwaltung für ihren Aufenthalt auf den Bänken bezahlt. Der Hund krümmt sich zum Fragezeichen und kackt neben den Springbrunnen mitten in die Szenerie. Einstweilen betrachte ich interessiert die herrschaftlichen Fassaden und bin verwirrt. Ich hatte mir Zagreb wohl als einen Bombenkrater vorgestellt, an dessen Rand in Lumpen gehüllte Flüchtlinge sitzen.

Die Häuser sind unsaniert auf eine Art, die mit Verfall nichts zu tun hat, sondern nur mit der Frage, ob man es nötig hat, sich zu schminken. Wenn ich nicht fünf Wochen lang im Zug nach Zagreb sitzen kann, könnte ich wenigstens fünf Wochen in Zagreb herumsitzen. Ich muss stramm gehen, Blick geradeaus, sonst bleibe ich an jeder Ecke stehen und komme niemals bei Mile an.

Mile ist ein Freund eines Freundes und hat einen Wohnverlag, wie andere Leute eine Wohnküche haben. Er spricht besser Deutsch als ich. Vor Ehrfurcht bin ich tief in den großen Bürostuhl gerutscht. Wir rauchen meinen holländischen Tabak und trinken Mineralwasser, während der Hund Ursa-

chen und Folgen von Arroganz an Miles Hauskatzen studiert.

Ich erhalte eine Einführung in bosnischer Staats- und Gesellschaftskunde. Seit dem Friedensvertrag von Dayton ist das Land eine Föderation. Die beiden Bundesländer heißen: »Republika Srpska«, wo die bosnischen Serben leben, und »Konföderation«, das Gebiet der bosnischen Moslems und Kroaten. Welch klangvolle Namen.

Im Übrigen solle ich niemandem trauen. Unter scheinbarer Ordnung verberge sich Anarchie. Ich habe es schon geahnt, jetzt sagt er es selber:

»Ich bin so drastisch, weil ich Sie warnen will.«

Wovor, wissen wir beide nicht genau. Wir schweigen eine Weile. Das Schnurren der Katzen im offenen Fenster wird lauter. Erst vorhin am Bahnhof habe ich mal wieder beschlossen, niemandem zuzuhören, der diese Reise für gefährlich hält. Mile sieht es mir an.

»Meiden Sie wenigstens die Republika Srpska. Dieser Landesteil ist verwildert. Kein Schwein will dort leben, und jeder, der Grips hat, ist längst auf und davon.«

Klingt nach Mordor. Der Hund bekommt zum Abschied eine Ohrfeige von der hellgrauen Katze, ich noch einen Rat-schlag.

»Wenn Sie mit Leuten von internationalen Organisationen sprechen, tun Sie so, als wüssten Sie, was abläuft. Nennen Sie Bücher, die Sie gelesen haben. Alle machen das. Sonst weiß niemand, wie er mit Ihnen umgehen soll.«

Das leuchtet ein. Auf dem Weg zurück ins Zentrum denke ich mir ein paar Titel aus. »Bomben auf Bihać«, »Sarajevo und danach«, »Die Kinder von Karlovac«. Letzteres ziehe ich zurück, weil Karlovac in Kroatien liegt. Weil ich überzeugt bin,

dass es Bosnien nicht gibt, passen Bücher, die es auch nicht gibt, wie der Deckel zum Topf.

Der Hund sieht aus, als hätte er eine Theorie entwickelt, den Zweck unserer Reise betreffend. Er ist heute dreimal von Rüden angefallen worden, die größer waren als er. Die Lufttemperatur beträgt dreißig Grad, und beim Versuch, ein Bad zu nehmen, wäre er beinahe im beleuchteten Brunnen ertrunken, weil das Wasser tiefer war, als es aussah. Was bleibt ihm anderes übrig, als eine Theorie zu entwickeln?

Am Abend habe ich das Gefühl, immer hier gelebt zu haben und selten woanders gewesen zu sein. Man redet mit mir, in jeder Sprache, die gerade frei ist. Alles betrifft mich nur halb. Ich gehöre nicht mehr dazu als der Korken zum Wasser, auf dem er treibt. Dieses Gefühl, stelle ich fest, hat etwas von »Heimat«.

In Gedanken habe ich den ganzen Tag Frühstücksbrötchen in Eckläden gekauft, Autos geparkt, bin unterm Regenschirm geduckt zur Arbeit gehetzt, bei Sonnenschein auf den Markt gegangen und habe vor dem Schlafengehen Wein in der Altstadt getrunken. Bei manchen Haustüren zuckt mir die Hand in die Hosentasche, ich will den Schlüssel herausholen und ins Türschloss zwängen, aufschließen und oben meine Wohnung vorfinden, von der ich genau weiß, wie sie aussähe: Holzboden und Balkon, verwahrloste Blumenkästen vor den Fenstern und Klo auf dem Gang, und schon atme ich den Waschpulverduft feuchter Wäsche, die im Hof in der Sonne trocknet.

Mile hat noch gesagt, dass dieser Krieg, den wir im Westen alle nicht begriffen haben, ein Krieg der Bauern gegen die

Städter war. Mir wird der Hals steif vom Zurücklegen des Kopfes vor einem Prachtbau, in dem, völlig unvorstellbar, normale Menschen zu leben scheinen.

Auf einer Pritsche im Jugendherbergszimmer liegend, betrachte ich die Wände, an denen große Wasserflecken mit Plakaten italienischer Urlaubsorte abgedeckt sind. Um Mitternacht weiß ich die Theorie vom Hund: Unsere Reise dient dem höchsten Zweck. Höhere Zwecke sind solche, die über der Augenhöhe von Hunden liegen, die oben auf Tischen oder in Regalen stehen oder an der Wand hängen. Weil ich seit unserer Ankunft in Zagreb nicht wie sonst mit zu Boden gerichtetem Blick durch die Gegend laufe, sondern mit zurückgelegtem Kopf gegen Autos und Laternenpfähle pralle, vermutet der Hund, dass der Zweck der Reise auch meine Augenhöhe übersteigt.

Wie recht er hat. Heute Zagreb, morgen Sarajevo, übermorgen hol ich der Königin ihr Kind.

Die Acht-Uhr-früh-Sonne, schon bleich glühend im weißen Himmel, steht genau zwischen den Türmen der Kathedrale. Der Schatten des rechten wandert wie der Zeiger einer Sonnenuhr über glänzende Äpfel in erster Reihe, über hellgrüne Ballungen von Weintrauben dahinter, Berge erlegter Salatköpfe und satzzeichenhaft gebogene Bananen. Während die volle Stunde von Glocken besungen wird, als wäre es zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte acht Uhr früh, betrachte ich die großen Steinengel, hinter Gitter gesperrt für die Zeit der Renovierung, und Gott läuft mir als Schweißbach den Rücken hinunter.

*Im Park vor dem Bahnhof lege ich mich auf die Wiese, breite
Arme und Beine aus, bis ich ein Kreuz bilde, mit mir selbst
die Stelle auf dem Erdball markiere, an der ich liege. Das
müsste von hoch oben zu sehen sein, so dass alle himmlischen
Wesen erkennen: Dorthin mit unserem Segen!*

Dann gehe ich los, um einen Zug nach Sarajevo zu suchen.

The Catcher in the Rye

Sie haben Glück. Es gibt wieder Züge zwischen Zagreb und Sarajevo«, lautet das Ergebnis einer zehnminütigen Verhandlung, während der ich mich mit dem Mann hinter der Glasscheibe auf einen Grundstock an gemeinsamen Handbewegungen und Vokabeln geeinigt habe. Nur weil man am internationalen Reiseschalter arbeitet, muss man noch lange nicht Englisch können.

Ist ja toll. Und wann fährt die Bahn?

»In zwei Wochen. Wenn die Linie wieder in Betrieb genommen wird.«

Nein, sonst gibt es keine Züge in Bosnien. Warum?

Man fährt halt hin. Wo soll das Problem sein.

Im Rucksack befindet sich alles, was ich wegen der Hitze nicht am Leib tragen kann, dazu ein halber Sack Hundefutter plus Napf, Turnschuhe, Bücher, Walkman und noch vieles mehr, an das ich mich nicht erinnere. Ameisen können das Doppelte ihres Körpergewichts mit sich tragen, aber die haben eine andere Technik.

Zwei Stunden schon beobachte ich das Treiben am Busbahnhof. Ich habe noch nie einen Bankraub geplant, aber gewisse Dinge lernt man in Sekunden, wenn es sein muss.

Der Mann hinter der Glasscheibe war sich seiner Sache sicher: Hunde sind in Autobussen nicht erlaubt. Auch nicht

mit Leine. Auch nicht der beste Hund der Welt, nicht mit Maulkorb, gefesselt, geknebelt oder betäubt. Vielleicht könnte er im Gepäckraum reisen, am besten in einer Tasche. Wenn der Fahrer einverstanden ist. Ich hatte Lust auf eine international verständliche Handbewegung.

Dem Fahrer des ersten Busses habe ich Geld geboten. Erst fünfzig Prozent des Fahrpreises, dann hundert, dann zweihundert, es blieb bei Nein. Das also bedeutet »Probleme mit der Korruption«.

Zwei Frauen nähern sich, Zigaretten zwischen den Fingern, die sie mit schnellen Bewegungen an den Mund führen und ersetzen, sobald sie ausgeraucht sind. Ich muss entscheiden, in welche der beiden angebotenen Schachteln ich greife.

Ob ich Soba brauche, ein Zimmer? Nein, ich brauche ein Wunder, um den Hund und mich nach Sarajevo zu bringen.

Die Frauen lächeln mit dunklen Zahnreihen voller Lücken und streicheln den Hund, der mit dem Leben abgeschlossen hat. Weit und breit nichts als Abgase und Asphalt.

Schnell beschließe ich die Entstehung einer neuen Sprache: Das Endepol. Es besteht aus zehn englischen, hundert deutschen und einer Menge polnischer Wörter und kommt fast ohne Grammatik aus. Es gibt nur eine Zeit, die Gegenwart, und keine Personen. Dafür zeigende Bewegungen auf mich selbst, den Hund und den Autobus.

Ich erkläre meinen Plan, fuchtele mit den Armen und könnte ohne weiteres eine Skizze zeichnen, mit gestrichelten Linien und Richtungspfeilen. Die beiden Frauen wollen eine Rolle.

»Das ist ein Scheißland«, sagen sie. »Wo man es verarschen kann, soll man es verarschen.«

Das lasse ich offen und ernenne sie zu Rucksackbewacherinnen.

Als der Bus vorfährt mit dem Sarajevo-Schild auf der Stirn, sind wir in Position. Der Hund schlecht versteckt hinter meinem Gepäck, flankiert von den rauchenden Damen, die andauernd lachen, was ich ein bisschen auffällig finde. Der erste Fahrer geht pinkeln, der zweite bückt sich zum Verladen der Koffer und verschwindet halb im Bauch des Busses. Das ist der Moment. Ich zerre den Hund zur offenen Vordertür und springe die teppichbeklebten Stufen hinauf. Ein paar der anderen Fahrgäste beobachten mich, ich lächele, damit sie nicht petzen. Über den Mittelgang rennen wir nach hinten. Der Hund legt sich auf die Seite und lässt sich an den Pfoten unter die Sitzbank schieben, es klappt, als hätten wir nie etwas anderes gemacht. Wenn er in dieser Haltung die Fahrt überlebt, muss er unsterblich sein.

Draußen klatschen die Damen in die Hände und lassen den Rucksack verladen. Während andere Passagiere einsteigen, tanzen sie mit hochgereckten Daumen vor meinem Fenster. Ich verteile Kuschhände und Siegeszeichen und fürchte, dass die Fahrer Verdacht schöpfen bei dem Spektakel. Als der Bus anrollt, habe ich schon zwanzig Minuten lang das Atmen vergessen. Ich schaue mich um und bemerke das zarte Lächeln und Nicken einiger Mitreisender. Anscheinend hält man zusammen gegen jede Art von Obrigkeit.

Hinten auf der letzten Bank, wo bei Schulfahrten die Klassenelite saß, ist das Brummen des Motors von Halswirbel bis

Unterschenkel im ganzen Körper zu spüren. Der Hund atmet flach, er hat keinen Platz, um tief Luft zu holen. Lange sitze ich vornüber gebeugt und halte ihm eine Pfote. Ich kenne ihn seit acht Jahren und bin immer wieder erstaunt, wie hart er im Nehmen ist. Ich würde auch für ihn unter der Sitzbank reisen, und die Vorstellung, er könnte das nicht wissen, schmerzt wie Heimweh.

Unablässig flieht die Landschaft in die Richtung, aus der ich gekommen bin. In Leipzig muss sich ein ganzer Haufen vor meiner Haustür ansammeln. Bäume und Häuser rasen vorbei, während die am Horizont beratend im Halbkreis zusammensitzenden Bergriesen dem Bus eine Weile das Geleit geben und sich dann, einen gediegenen Halbkreis beschreibend, langsam nach hinten abwenden. Schnell türmt das sogenannte Landesinnere sich auf. Oben schwimmen Gipfel im Hitzenebel, unten dehnen sich graugrüne Flächen, die an manchen Stellen Felder sind. Wenn die Felswände dicht an den Bus heranrücken, steht der nächste Tunnel bevor.

Eine Weile freue ich mich daran, dass ganz Kroatien nach Waschpulver riecht, und betrachte glücklich die dazugehörige, weiß flatternde Wäsche in den Gärten am Straßenrand. Bis ich zwei Reihen weiter vorn zwischen den Füßen einer Frau die Familienpackung Ariel bemerke.

Mein Plan hatte einen Fehler: Er sah keine Zeit zum Einkaufen von Proviant oder Aufsuchen der Toilette vor. Der Bus hält, ich will den Hund nicht allein lassen und bleibe als einzige sitzen, ganz hinten in meiner Ecke. Mir ist klar, dass ich nicht durchhalten werde bis zum Ende der Fahrt. Meine Blase

fühlt sich hart und rund an wie ein Stein, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis die Buckelpisten beginnen.

Vor mir liest einer »The Catcher in the Rye«. Ich lasse das Endepol gleich beiseite und frage auf Englisch.

Seine Berechnungen ergeben, dass wir etwa ein Elftel der Strecke bewältigt haben. Er legt das Buch zur Seite und setzt sich zu mir. Kaum hat er erfahren, wo ich herkomme, wechselt er ins Deutsche.

»Wieso quatschst du mich denn auf Englisch an?«

Ja, wieso eigentlich. Als Deutsche bin ich gewöhnt, im Ausland leise zu sprechen. Oder Englisch.

Und woher er so gut Deutsch könne? Er grinst, woher wohl, saudoofe Frage. Gut, dass ich schon rot bin von der Hitze.

Dario hat seinen Namen vom italienischen Gewinner der Europameisterschaft im Kanufahren, die vor zweiundzwanzig Jahren in Jajce ausgetragen wurde. Damit ist er noch jünger als mein kleiner Bruder, der für mich immer der jüngste Mensch der Welt gewesen ist. Von Jajce habe ich noch nie gehört. Nicht weiter schlimm, war bloß die Hauptstadt Bosniens bis zur Eroberung durch das Osmanische Reich. Vielleicht hätte ich es doch ausleihen sollen, das Buch über Bosnien im Mittelalter. Ich starre Dario an wie einen Außerirdischen. Mein erster Bosnier, mein erster echter Bosnier. Er sieht gut aus.

Beim nächsten Halt kann ich nicht mehr und bitte ihn, kurz auf den Hund aufzupassen. Er bückt sich, um unter die Sitzbank zu sehen, und taucht lachend und kopfschüttelnd wieder auf.

»Was wollt ihr hier, zum Teufel?«

Die Frage wird mir auffällig oft gestellt, meistens von mir selbst. Es ist höchste Zeit, mir eine kurze, prägnante Antwort zurechtzulegen.

Je weiter wir uns der Grenze nähern, desto unentschiedener wird das Gelände. Die struppigen Felder sind sich nicht im Klaren darüber, was auf ihnen wächst, und die Sonnenblumen schauen in alle Himmelsrichtungen, als könnten sie nicht erkennen, wo das Licht herkommt. Die Autobahn endet, es beginnt zu ruckeln und zu schütteln wie in einem Pferdekarren, ohne dass es in der Abfolge von Stößen zu Wiederholungen käme. Straße und Bus sind erfinderisch wie die Zahl Pi persönlich.

»Mach einfach, was sie sagen.«

Dario schiebt mich vor sich her, mir bleibt kaum Zeit, den Hund anzuflehnen, dass er ruhig liegen bleibt. Sie lassen uns das Gepäck ausladen und zu einem Campingtisch tragen. Der Bus entfernt sich, leer bis auf einen Fahrer. Und bis auf meinen Hund. Die Hitze hätte schon ausgereicht, um mich in Schweiß zu baden, ich spüre Darios Hand glitschig an meinem Unterarm. Gerade als ich ihn abschütteln und dem Bus hinterher sprinten will, hält dieser an, noch in Sichtweite. Zwei Uniformierte mit Taschenlampen steigen ein. Mein Herz hat Fäuste bekommen und trommelt damit von innen gegen die Wand. Jemand flüstert »Abwarten, erst mal abwarten« in mein Ohr.

Die beiden Männer steigen wieder aus. Sie haben ihn nicht gefunden. Oder sich nicht für ihn interessiert. Wäre ich eine Sonnenblume, ich hätte keine Ahnung, wo das Licht herkommt.



Juli Zeh

Die Stille ist ein Geräusch

Eine Fahrt durch Bosnien

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73104-6

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2003

Juli Zeh ist eine Ausnahmeerscheinung unter den jungen deutschen SchriftstellerInnen. Ihr Debütroman "Adler und Engel" begeisterte Lesepublikum und Kritik gleichermaßen und wurde mit dem Deutschen Bücherpreis ausgezeichnet. Nun legt sie ihr zweites Buch vor, "sprengt literarische Genres und schafft eine kleine Kostbarkeit" (Frankfurter Neue Presse). Im Sommer 2001 fährt Juli Zeh, nur begleitet von ihrem Hund, nach Bosnien. Sie möchte mit eigenen Augen sehen, ob "Bosnien-Herzegowina ein Ort ist, an den man fahren kann. Oder ob er zusammen mit der Kriegsberichterstattung vom Erdboden verschwand". Mitgebracht hat sie eine eindringliche Reiseschilderung aus einem Land, das in einem prekären Frieden lebt, in dem gehasst, aber auch gelebt wird. Sie versucht nicht, Gut und Böse zu erkennen, Erklärungen zu finden, sie erzählt vielmehr spannend und oft witzig von einem Land, in dem die Stille selbst eine Stimme hat.



[Der Titel im Katalog](#)